

Otto Pöggeler
Wege in schwieriger Zeit

Otto Pöggeler

Wege in schwieriger Zeit

Ein Lebensbericht

Wilhelm Fink

Umschlagabbildung:
Zum Umschlag vgl. S. 109

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2011 Wilhelm Fink Verlag, München
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1,
D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

E-Book ISBN 978-3-8467-5123-7
ISBN der Printausgabe 978-3-7705-5123-1

INHALT

EINLEITUNG	7
I. DIE EINZUHOLENDE JUGEND	13
II. LUFTWAFFENHELFER	29
III. UNTERGANG ALS BEFREIUNG	45
IV. GEFANGENENLAGER AM RHEIN	61
V. ERSTE NACHKRIEGSJAHRE	73
VI. STUDIUM IN BONN	89
Exkurs 1: Celans Weg-Weisung	118
VII. ORIENTIERUNG AN PARIS	129
Exkurs 2: Heidegger und kein Ende	139
VIII. ZWISCHENSPIEL HEIDELBERG	149
Exkurs 3: Erinnerungen an Hans-Georg Gadamer	159
IX. ZAUBER UND LAST DES ANFANGS: VOM SIEBENGEIRGE NACH BOCHUM	173
X. NEUE WELTZUGÄNGE	187
XI. LETZTE LEHRJAHRE	203
Exkurs 4: Philosophie und Theologie	232
XII. DER HERBST DES LEBENS	239
ANMERKUNGEN	255
BILDTEIL	263

EINLEITUNG

Vom Jahrgang 1928 sagt man, dass er in Deutschland von den Irrwegen der Politik besonders betroffen war. Er stellte die Jüngsten, die in die verschiedenen Formen der politischen Drangsalierung und des Kriegsdienstes hineingezogen wurden. Doch war für diesen Jahrgang die Jugend nicht „verloren“; sie brachte vielmehr die Erfahrungen, die vor weiteren Irrwegen bewahren konnten. In die nötige Einstellung musste man hineinwachsen, als neue Gewitterwolken über die europäische und die ostasiatische Geschichte zogen.

Ich gehörte, am 12. Dezember geboren, zu den Jüngsten dieses Jahrgangs. Verblüfft las ich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in einer amerikanischen Zeitschrift im Zusammenhang mit Erörterungen des Schicksals der deutschen Jugendbewegung, wir hätten die entscheidende Prägung unseres Lebens in der Hitler-Jugend erfahren und seien die schwierigsten Fälle der nötigen Umerziehung der Deutschen. Es war umgekehrt so, dass wir die politische Irreführung konkret erlebt hatten und gegen sie gefeit waren. Es ärgert mich immer, wenn man allgemein von der Flakhelfer-Generation spricht. Unsere offizielle Bezeichnung hieß „Luftwaffenhelfer“. Der Einsatz bei der leichten und bei der schweren Flak war etwas sehr Verschiedenes; wir waren überdies nicht nur an den Geschützen tätig, sondern z.B. in den Telefonvermittlungen der Flughäfen. Was oft pauschal charakterisiert wird, hatte seine Unterschiede.

Auch die Deutung des Geschehenen geht verschiedene Wege. Herfried Münkler z.B. ist mit wichtigen Arbeiten zur politischen Ideengeschichte hervorgetreten. In der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin promovierte er 2004/05 Jens Hacke mit einer Arbeit *Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*. Die Arbeit erschien in Göttingen 2007 als Band 3 der Reihe *Bürgertum. Neue Folge. Studien zur Zivilgesellschaft*. Leitend ist die These, der Philosoph Joachim Ritter habe durch seine Schule in Münster die Bundesrepublik Deutschland liberalkonservativ geprägt. Hier interessiert, was Hacke unter Berufung auf den Soziologen Bude zum Schicksal der „Flakhelfer“ sagt: „Erst seitdem diese sogenannte ‚Flakhelfer-Generation‘ sich langsam aufs Altenteil zurückzieht, lässt sich übersehen, wie umfassend die zwischen 1926 und 1930 Geborenen (so die Einteilung Budes) in den unterschiedlichen politischen

Lagern gewirkt haben. Sie ist die Aufsteigergeneration, die das ‚Führungspersonal der westdeutschen Gesellschaft‘ über lange Zeit dominiert hat. Dieser Befund lässt sich verifizieren, wenn man sich einige prominente Intellektuelle dieser Gruppe assoziativ in Erinnerung ruft: Ralf Dahrendorf, Hans Magnus Enzensberger, Joachim Fest, Günther Grass, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Wolf Jobst Siedler, Theo Sommer, Siegfried Unseld, Martin Walser, Hans-Ulrich Wehler. Leicht ergänzen lässt sich diese Aufzählung um einflussreiche Politiker der Kohl-Ära, wie Ernst Albrecht, Kurt Biedenkopf, Horst Ehmke, Heiner Geißler, Hans-Dietrich Genscher, Otto Graf Lambsdorff, Johannes Rau, Gerhard Stoltenberg, Hans-Jochen und Bernhard Vogel.¹ Man sollte nicht vergessen, dass die meisten der Genannten sich als dennoch Überlebende verstanden und zu ihrem „Aufstieg“ die Erinnerung an Freunde gehörte, die früh ins Grab gesunken waren oder als schwer Geschädigte in irgendeinem Heim untergebracht werden mussten.

Joachim Ritter hat durch seine universitätspolitische Tätigkeit und durch seine große Schule in Münster in der Tat die Universitätslandschaft nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt. Es kann jedoch nicht davon die Rede sein, dass die Schule Ritters die neue Bundesrepublik liberalkonservativ geprägt habe. Die *Frankfurter Hefte* mit Eugen Kogon und Walter Dirks oder der *Rheinische Merkur* mit Otto Bernhard Roegele z.B. hatten mit ihren gegensätzlichen Tendenzen eine bedeutendere Wirkung. Dazu kam ein politisches Engagement, das – schon bei Konrad Adenauer oder Kurt Schumacher – aus eigenständigen Traditionen heraus operierte. (Verhängnisvoll wurde der frühe Tod von Karl Arnold; dieser Tod schwächte den Arbeitnehmerflügel in der CDU.) Im übrigen stand Münster als Universität in Konkurrenz etwa zu Heidelberg, wo Hans-Georg Gadamer und Karl Löwith wirkten, oder zu Bonn, wo so unterschiedliche Lehrer wie Theodor Litt, Erich Rothacker, Oskar Becker und Johannes Thyssen unter den Studierenden eine Fülle von Impulsen freisetzen. Eine „Schule“ wie die Ritter-Schule in Münster hat es in Bonn jedoch nie gegeben. Als ich 1994 im Rückblick auf meine Bonner Studienzeit *Erinnerungen an große Lehrer* formulierte, habe ich dazu gesagt: „Das mochte ein Mangel sein. Doch als Karlfried Gründer 1958 sein schönes Hamann-Buch publizierte und seinem Lehrer Joachim Ritter dankte als dem, der ihn ‚auf Hamann hinwies und dann freiließ‘, sagte man in Bonn: ‚Wir sind keine Freigelassenen, sondern frei geboren!‘ Der Mensch, so lässt Hölderlins Ode *Lebenslauf* die Himmlischen sagen, solle alles prüfen, für alles danken lernen und so die Freiheit verstehen, aufzubrechen, wohin er will‘.² Die Studierenden in Bonn (etwa Karl-Otto Apel, Jürgen Habermas, Her-

mann Schmitz, Karl-Heinz Ilting, Werner Veauthier, auch ich selbst) brachen auf und prägten andere Universitäten wie Kiel, Saarbrücken, Heidelberg. Durch Martin Heideggers Empfehlung konnte ich mich in München bei Max Müller, in Kiel bei Walter Bröcker habilitieren, doch wählte ich das Heidelberg Gadamer. Wer in Bonn studiert hatte, dachte nicht daran, dort zu bleiben. Es standen ihm – anders als später Studierenden – viele Wege offen. Sieht man auf sein eigenes Leben, dann wird man es nicht in eine vorausgesetzte Zeitdiagnose und eine starre Festlegung von Generation einbringen wollen. Jeder hatte in der schwierigen Zeit seinen Weg zu suchen.

I. DIE EINZUHOLENDE JUGEND

Meine älteste Erinnerung geht wohl zurück auf den 30. Januar 1933. Ich war gerade vier Jahre alt und stand abends mit meinem Vater am Fenster einer Stadtwohnung im Dachgeschoss. Unten auf der Straße zog sich (nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler) ein langer Zug von SA-Männern und anderen Parteigenossen mit Fackeln durch das Dunkel – für mich ein überwältigender Eindruck. Ich verstand gar nicht, warum mein Vater so traurig war. Trotz seines Schweigens spürten wir Kinder diese Traurigkeit unmittelbar. Mein Bruder klemmte sich einen Daumen an der Tür und begann ein großes Geschrei. So zogen meine Eltern die Vorhänge zu und wandten sich mit Essig-saurer-Tonerde der geschwellenen Hand zu. Von unten klangen immer noch dumpf die Marschritte herauf. In den folgenden Tagen wurde alles noch aufgeregter. Vom Haus gegenüber hatte ein Pimpfenführer meinen Bruder gewinnen wollen. So durften wir gar nicht mehr unbegeleitet auf die Straße. (Nach dem Kriege kümmerte sich der Pimpfenführer um die sportliche Ausbildung der Jugend, und so hörte ich eines Tages, er habe das Bundesverdienstkreuz bekommen.)

Meine Eltern waren vom Dorfe und von dessen Bauernhöfen nach Attendorn gezogen, das sich stolz als alte Hansestadt präsentierte. Neben der Stadtverwaltung hatte dort auch die Amtsverwaltung für das Umland (die Arbeitsstätte meines Vaters) ihren Sitz. Meine Familie bekam zuerst nur eine Wohnung etwas abseits auf einem Hügel in einem Sängenheim, das später zur Jugendherberge wurde. Im kalten Winter 1928/29 waren die Wasserleitungen am Berg zugefroren. So musste mein Vater in Eimern das Wasser von unten heraufholen (wie ich später immer wieder erzählt bekam). Natürlich war die Familie froh, als sie in die Stadt selbst ziehen konnte. Als zweites Kind, nur vierzehn Monate nach meinem Bruder geboren, wurde ich immer wieder für viele Wochen auf den Bauernhof des Bruders meiner Mutter gegeben.

Ich konnte mit einem Mädchen vom Nachbarhof spielen. Die Ehe meines Onkels war kinderlos. Ich war fünf Jahre, da rief mein Großvater „die Kinder“, also meine Freundin und mich, zu sich, als die Stunde seines Sterbens gekommen war. Er vertraute uns beiden den Hof an und starb dann friedlich. Doch hatten wir Glück: Mein Onkel bekam doch noch Kinder, und so brauchten wir nicht einzuspringen. Meine Freun-

din heiratete später meinen Vetter, den Erben eines der größten Bauernhöfe in der weiteren Umgebung. In einer Beratung der Familienväter wurde bei uns im Wohnzimmer die Sache beschlossen. Ich hörte das Gespräch verbotener Weise vom Nebenzimmer aus und dachte: Das kann doch nicht gut gehen. Doch es ging gut; die Liebe kam von selbst.

Wenn ich auf dem Bauernhof lebte, war ich oft erbost, dass mein Onkel lange vor Morgen still aufstand, mich nicht (wie immer wieder erbeten) weckte und in den Wald mitnahm. Noch mehr verurteilte ich es, wenn er bei der Heimkunft ein Reh mitbrachte, das er geschossen hatte. Ich schlug auch meine eigenen Wege ein. Z.B. machte ich mir am offenen Ende einer Runkelmiere mit dem dortigen Stroh eine „Wohnung“. Als man mich vergebens gerufen und schon die Jauchegrube nach mir durchsucht hatte, fand man mich schließlich recht fidel im eigenen Haus. Da man überglücklich war, bekam ich nicht einmal Schelte. Beim Pflügen (noch mit dem Pferd) konnte ich zum Erstaunen der Erwachsenen stundenlang mitlaufen. Es gab viel Schönes; die Wiesen waren voll von Fallobst, und in den Teichen sprangen die Fische. Meine Großmutter nahm mich mit in den Garten vor dem Küchenfenster; neben den Blumen, die zur Zierde der Zimmer dienten, wuchsen die verschiedenen Kräuter, die so heftig dufteten.

Im Dorfe gab es zwei, die in die nationalsozialistische Partei eintraten. Das war der größte Bauer, gleich neben dem Hofe meines Onkels, und dann ein Gelegenheitsarbeiter, der ein nie stillstehendes Mundwerk hatte. Der eine hieß einfach „der Hitler“, der andere „der Goebels“. Meine Verwandten verboten mir streng zweierlei: Nach der einen Seite des Hofes hin durfte ich nicht in den Wald: Dort sei das Ende der Welt; man stürze da hinunter und käme nie wieder herauf. Nach der anderen Seite durfte ich nicht durch den Zaun, weil da der Hitler wohne. Ich stellte mir unter dem Hitler so etwas vor wie den feuerspeienden Drachen aus meinen Bilderbüchern. Eines Tages fuhr ich mit der Kutsche zu weiter weg wohnenden Verwandten. Natürlich saß ich vorn mit auf dem Kutscherbock. Als wir in den Wald kamen, wartete ich auf das Ende der Welt und sah uns dort schon hinabstürzen. Doch aus dem „daipen daal“ (dem tiefen Tal) ging es gemächlich wieder aufwärts. Mir wurde klar: Die haben dich belogen! Als wir zurückwaren, eilte ich sofort an den Zaun hin zum Hitler. Ich kroch hindurch, ging drei Meter die Wiese hoch und sah dann die Dorfstraße vor mir. Ich wusste nun ganz bestimmt: Den Hitler gibt es auch nicht! Wenn ich lange nach dem Krieg an der Universität in Kolloquien etwas über Hitler hören musste, sagte eine Stimme in mir leise, aber unüberhörbar: „Den Hitler gibt es auch nicht.“

Schade, dass es ihn doch gegeben hat und dass auch das „Ende der Welt“ sich gelegentlich vor uns auftat. Ein Bruder meines Vaters war Bürgermeister in Lethmate, das später in Iserlohn eingemeindet wurde. Riesige Lastwagen transportierten früher dort ohne Unterlass Steine, doch gibt es in der Kirche schöne alte Bilder. Da mein Onkel sich gegen die Nazis gestellt hatte, wurde er im März 1933 fristlos entlassen; im Frühjahr 1934 musste die ganze Familie die Stadt verlassen. So trafen mein Vetter (Franz Pöggeler), mein Bruder und ich zusammen. Während die Erwachsenen ihre schwierigen Gespräche führten, blieben wir unbeaufsichtigt und konnten hinausstreifen in die Bergwiesen. In den eiskalten Bächen ließen sich gar Forellen fangen. Da sie so erbärmlich zappelten, ließen wir sie wieder los und bewahrten sie vor der Bratpfanne. Die neue Freiheit, die uns gewährt war, blieb mir mein Leben lang als ein unverhofft geschenktes Glück vor Augen. Befremdet war ich freilich, als Carl Friedrich von Weizsäcker erzählte, dass er und seine Freunde auf ihren Fahrradtouren 1934 überall glückliche Menschen getroffen hatten. Natürlich waren viele der Arbeitslosigkeit entkommen, aber die Welt war dadurch verändert, dass politisch Missliebige und viele Juden grausam verjagt worden waren. Doch die Erinnerung an die dreißiger Jahre ging verschiedene Wege. Noch in meiner Studentenzeit kannte ich eine Familie, in der man beim einsetzenden Bonner Dauerregen den Film hervorholte, den man 1936 auf der Olympiade in Berlin gemacht hatte. Diese Erinnerung brachte in die trüben Bonner Tage einstige Glücksgefühle! Als fünf- bis siebenjährige Kinder durften wir 1933/34 der Politik fernstehen. Bestürzt war ich jedoch, als ich mitbekam, wie meine Kollegen in Amerika fasziniert waren von Leni Riefenstahl und ihrem Olympia-Film.

In dem Haus, in dem wir in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre innerhalb der Stadt Attendorn wohnten, gab es ebenerdig eine Metzgerei mit einem nicht abreißenden Strom von Käufern. Seitlich gegenüber hatte ein erfolgreicher Ingenieur seine Villa in einem Park. Da er einen mit uns gleichaltrigen Sohn hatte, konnten wir dort herumstöbern. Auf der anderen Seite der Hauptstraße gab es eine Wirtschaft; mein Vater ließ sich dort von uns gelegentlich einen Krug Bier holen (vor allem, wenn es im Büro Schwierigkeiten gegeben hatte). Etwas weiter zurück in einer Seitengasse war ein Haus mit vielen Kindern. Die Mädchen, etwas älter als wir, kümmerten sich um uns. Ein Bruder, der drei Jahre vor mir Abitur machte, wurde Pater in einem Missionsorden. Anfang der fünfziger Jahre übernachtete ich mit den Teilnehmern einer wirtschaftsgeschichtlichen Exkursion im Kloster Steinfeld. Beim Abendessen sprach mich zu meiner Verblüffung einer der bedie-

nenden Patres mit Vornamen an: das einstige Nachbarskind! In den langen Gängen des Klosters mit den vielen leeren Räumen nisteten wir uns mit einem weiteren Pater oder Bruder in einem abgelegenen Zimmer ein. Wir tranken eine große Kanne Rotwein und sprachen über die Kindertage. In den vielen Umbrüchen meines Lebens war die Erinnerung für mich abgebrochen, aber plötzlich war sie wieder ganz lebendig. Immerhin konnte ich noch zwei oder drei Stunden schlafen, ehe die Fahrt nach Bonn weiterging.

Wichtig auch für mich wurde der 9. November 1938, die „Kristallnacht“. Ein Mitglied der deutschen Botschaft in Paris, Ernst vom Rath, war von einem irregeleiteten Juden ermordet worden. Mein Vater kam erschreckt zur Mittagspause nach Hause. Ein jüdischer Geschäftsmann, mit dem er sich oft besprach, hatte Schlimmes prophezeit. In der Tat organisierte Goebbels als angebliche Antwort auf den Mord in Paris den Sturm auf die jüdischen Geschäfte und Häuser. Von den älteren Jungen hörte ich in den folgenden Tagen begeistert erzählen, dass sie mit Hämmern die Butzenscheiben der Türen jüdischer Häuser zerschlugen, dann aus den Zimmern und Kellern das „Kristall“ und die Einmachgläser in die Bäume vor dem Haus geworfen hatten. Ich war noch auf der „Volksschule“. Mein Lehrer dort leitete den Gartenbauverein und war dadurch verbunden mit meinem Vater. Auch die Gegnerschaft gegen die Partei war gemeinsam. Dieser Lehrer wollte nicht, dass ich sah, was der Mob angerichtet hatte. So brachte er mich auf einen abgelegenen Weg, der mich durch ein Wäldchen nach Hause führen sollte. Im Dunkel unter den Bäumen habe ich Todesängste ausgestanden, bis der Wald schließlich endete und ich zu meiner Verblüffung das Dach unseres Hauses sah. Später habe ich zum Erstaunen der Leute diesen Weg zu meinem gewöhnlichen Schulweg gemacht.

Mit den Lehrern, die noch ihre Rohrstöcke benutzten, hatten wir unsere Schwierigkeiten, aber ausnahmsweise auch unseren Spaß. Der Lehrer vom ersten Volksschuljahr lief im Zorn blutrot an und hieß bei uns deshalb „Bluto“. Ein anderer gehörte zu den wenigen Nationalsozialisten. Wir hatten eine unglaubliche Freude, wenn er einmal bei uns eine Vertretung (meist der letzten Stunde) übernahm. Dann lief sofort einer der Nahewohnenden nach Hause und holte ein Heiligenbildchen (das es als „Fleißbildchen“ im Religionsunterricht gab). Dieses Bildchen legten wir dem Lehrer auf das Pult, und so klagte er, warum wir uns nicht längst von diesen Dingen ab- und den Helden unseres Volkes zugewandt hätten. Wir bogen uns vor Lachen unter den Bänken, aber das bemerkte der Phantasierende gar nicht. (Wie ich nach 1945 hörte, hatte er beim Ende des Krieges auf einem nahen Hügel den Wider-

stand organisieren wollen, sich ordentlich lächerlich gemacht und dann erschossen mit dem befohlenen Ruf: „Ich sterbe für meinen Führer und meine Idee.“)

Mein eigener Lehrer war der genannte fleißige Leiter des Gartenbauvereins, der sich z.B. sehr intensiv für das richtige Anlegen eines Komposthaufens einsetzte. Er wurde von uns „Idi“ genannt, und das war eine Abkürzung für Idiot. Dieses wirklich unangemessene Schimpfwort (jedoch eher liebevoll verwandt) wurde dadurch verursacht, dass er immer wieder große Reden führte, auch über politische Dinge, und dabei allzu oft ins Fettnäpfchen trat. Als ich, gerade fünfzehn Jahre alt, Luftwaffenhelfer werden musste und mich auf dem Rathaus abmeldete, kam er zufällig dort vorbei und brüllte durch das Treppenhaus, dass man nun auch Kinder in den Krieg hole. Alle taten einfach so, als hörten sie nichts. Leider inszenierte er 1945 nach zwölf Jahren des Zwanges so etwas wie eine umgekehrte Machtübernahme. Z.B. wollte er verhindern, dass der genannte Nazilehrer auf dem allgemeinen Friedhof begraben wurde. Auf die Klagen von dessen Frau hin hat man dann doch noch ein Grab im Abseits gefunden. (Diese Frage, ob jedem ein Grab gebühre, wurde bekanntlich für SS-Männer breit diskutiert.) Mein Volksschullehrer machte den amerikanischen Gerichten gegenüber Angaben über die Rathausmitglieder aus der Nazizeit und schoss dabei gelegentlich über das Ziel hinaus. Es gab dazu einen Prozess, den er verlor. Wegen dieser Schande erhängte er sich an der Wasserleitung im Keller seines Hauses. Man sollte auch das Gedenken an jene nicht auslassen, die wie er durch die verwickelten Zeitumstände sich in ihrem Tun verirrt und so untergingen.

Meine Schwester und ich waren die beiden mittleren Kinder in einer Vierergruppe und dadurch eng miteinander verbunden. Sie war, gut zwei Jahre jünger als ich, damals recht blass und sollte deshalb an die Nordsee ins Bad. Sie gestand das nur zu, wenn ich mitkomme. So wurde auch ich für krank erklärt (für die damals überall nötige Kontrolle waren Einreibungen an der Brust vorgeschrieben, deren Ergebnis sich aber offensichtlich beeinflussen ließ). Auf Norderney erwartete uns dann ein Mädchen- und ein Jungentrakt, verbunden durch einen Gang mit einer Rotunde zur See hin. Meine Schwester wollte mit mir zusammenbleiben, setzte sich schließlich einfach hin und weinte. So musste ich gerufen werden. Die Betreuerinnen erreichten die Beruhigung dadurch, dass wir uns nach dem Strandaufenthalt in der Pause zwischen achtzehn und neunzehn Uhr vor dem Abendessen in der Rotunde treffen konnten. Ich musste mich bei der Rückkehr vom Strand mit dem Waschen beeilen, um meine Schwester nicht zu ent-

täuschen, also in der Rotunde zu sein, wenn sie angelaufen kam. Ich versuchte ihr dann zu erklären, welche Kriegsschiffe auf dem Wasser zu sehen waren. Doch wollte sie vom Unterschied zwischen Zerstörern und Kreuzern einfach nichts wissen. Schön war der Sonntag, wenn wir zusammen ein wenig auf der Insel herumstreifen konnten. Beim näher kommenden Krieg gab es den vorzeitigen Aufbruch mit dem Wirrwarr des Kofferpackens (natürlich musste ich einige Sachen von ihr mit in meinen Koffer nehmen). Zuhause versuchte ich vergeblich, zum Gymnasium, d.h. der Deutschen Oberschule, zu gehen. Auch beim zweiten Anlauf schickten mich die Nachbarn wieder zurück: „Es ist Krieg!“ Meine Mutter meinte nur (was sie beim Einmarsch der Russen in Ungarn nach dem Aufstand dort wiederholte): „Jetzt müssen sie wieder alles kaputtmachen!“ Die Lehrer wurden eingezogen; so hatten wir vor allem Lehrerinnen. Unsere Klassenlehrerin machte gezielt den Versuch, erstmals an unserem alten Gymnasium eine Mischklasse aus Jungen und Mädchen zu unterrichten. Es gab am Ort auf einem Hügel auch eine Mädchenschule, wo Ursulinen unterrichteten. Die meisten Mädchen durchliefen dort den hauswirtschaftlichen Zweig und machten nur das „Puddingabitur“. Die Töchter reicherer Eltern gingen dann zu Kursen, die direkt der Ehevorbereitung dienten. Noch nach dem Krieg traf ich sonntagmorgens in München meine spätere Schwägerin, die mir zu meiner Erbauung zeigte, wie man beim Kirchgang das Gesangbuch zu tragen habe. In jedem Fall waren wir noch eine Übergangsgeneration. Mädchen und Jungen waren gleichgestellt, doch machte man viele Unterschiede; z.B. bekamen die Mädchen damals einen besonderen, nämlich leichteren Mathematikunterricht, der (ganz anders als in den heutigen Erklärungen) ihrer spezifischen Begabung angemessen sein sollte.

Unsere Klassenlehrerin war nicht gut zu Fuß; so wohnte sie nah am Gymnasium, aber bei der Leiterin der NS-Frauenschaft. Diese war beliebt, da sie den Eltern nach der Geburt eines Kindes oder in einer Notsituation Hilfe brachte. Doch musste unsere Klassenlehrerin eines Tages vor dieser Frauenschaft bei einer Feier uns Gedichte aufsagen lassen wie „Nichts kann uns rauben / Liebe und Glauben / zu diesem Land. / Es zu erhalten / und zu gestalten / sind wird gesandt.“ Wir wussten nur zu gut, dass das nicht im Sinne unserer Lehrerin war, die sich auf Romano Guardini und Reinhold Schneider stützte. Doch statt gegen sie zu opponieren, bemitleideten wir sie in diesem Fall. Zu ihrem Glück war sie schwerhörig und hörte im Unterricht unsere Kommentare nicht. Hatte sie vom Inselreich England, von Preußen, von Las Casas gesprochen, pflegte sie zu sagen: „Hier stehen wir mit Reinhold

Schneider im Letzten.“ Die Klasse raunte: „im Hemd“. So wurde mir früh klar, wie schwer es ist, im Unterricht einen Dichter als Maßstab anzusetzen.

Wir hatten einen Zeichenlehrer, der in Dresden in allen Fertigkeiten ausgebildet worden war. Wir sahen dieses Dresden schon halbwegs in Sibirien liegen und nannten den Lehrer deshalb „Iwan“. Zwar konnte es keinen besseren Unterricht als den seinen geben: vom Kartoffelstempel bis zu großen schwarzen Papiervorhängen, auf die wir mit weißen Buchstaben Verse wie die schon angeführten aufzutragen hatten. Die Freude kam immer, wenn es ins Handwerkliche ging. Nach dem Krieg gab dieser Lehrer uns weiterhin Unterricht. Er lieh auch großzügig Bücher aus. In eines dieser Bücher hatte meine Lehrerin vor dem Weg unseres Kunsterziehers zum Kriegseinsatz in Russland mit Rilke geschrieben: „Russland grenzt gerade an den lieben Gott.“ Da hörte jedes Verständnis auf. Ich hatte mich 1945 mit der Verweigerung bei der Ausführung eines Marschbefehls durch die Furcht vor Sibirien bestimmen lassen. Andere (wie Karl-Otto Apel) erzählten, wie sie im Schnee vor Moskau gelegen und die Türme der Stadt gesehen hatten. Der verfilmte Bericht *So weit die Füße tragen* schilderte dann eindrucksvoll das Leben der Gefangenen in Sibirien und die geglückte Flucht, die eher einmalig blieb.

Einmal geriet ich mit unserem Sachsen in einen Konflikt. Wir sollten etwas zeichnen, was uns in unserem Leben besonders nahegekommen war. So zeichnete ich nach einer Abbildung das Holstentor in Lübeck. Attendorn war als Hansestadt über Soest verbunden gewesen mit Lübeck und von dort her auch mit Riga, Bergen und London. Unser Rathaus, damals leider noch überputzt, war Lübecker Vorbildern nachgebildet. Unser Sachse hatte für diese Dinge so wenig Verständnis wie ich für Dresden. Er hatte die Broschüren darüber, die es gab, wohl nie gesehen. Sein eigenes Leben war eher tragisch. Er wollte Künstler sein, musste in den Zeiten der Diktatur und der Besatzung jedoch froh sein, wenn er als Pädagoge wirken konnte. Als er später meiner Frau nicht gerade überwältigende graphische Arbeiten verkaufte, meinte seine eigene Frau: „Du warst immer ein guter Pädagoge.“ Doch diese Einsicht nahm er als Kränkung.

Leider brachte mir mein Bestehen auf der Realität auch sonst Schwierigkeiten. So bekamen wir in der Kriegszeit vom Gymnasium einen Tag frei, um Bucheckern zu sammeln, aus denen man Öl pressen wollte. Doch gab es keine, und so ließ der Direktor ein Donnerwetter über uns los. Ich meldete mich und wies darauf hin, dass im Frühjahr die Ansätze zur Bucheckernbildung erfroren waren. Der Direktor

geriet über diese Belehrung durch einen Schüler außer sich vor Zorn. Doch schädigte er nur sich selbst – was er mir dann am wenigsten verzeihen konnte. Um Direktor bleiben zu können, war er in die Partei eingetreten. Nach dem Kriege stellte mein Vater ihm einen „Persilschein“ (zum Reinwaschen) aus und verwies dabei auf das Zeugnis seiner Kinder. Da habe ich geschwiegen. Bei den Schulfeiern konnte der Direktor sein Idol, Wilhelm von Humboldt, nicht nennen; so verwies er auf Herder und den Volksgedanken. Als Jugendliche verlangten wir Klarheit und verabscheuten dieses Ausweichen. Die Kritik schlug auf Herder selbst zurück. Bei meiner Arbeit über den jungen Hegel sah ich später die große Bedeutung von Herder. Doch mussten amerikanische Kollegen Herder wieder in den Vordergrund rücken, ehe auch wir Deutsche da mitziehen konnten.

Bei Kriegsbeginn war ich schon auf dem Gymnasium (wie man in meiner Heimatstadt weiterhin statt „Deutsche Oberschule“ sagte). Die Primaner gehörten für uns Zehnjährige in eine andere Welt. Sie mussten zum Kriegsdienst, waren nach wenigen Jahren zumeist Oberleutnant und Kompanieführer und dann auch schon gefallen. Zu den Gefallenen gehörte auch der einzige Sohn des Direktors. Als der Direktor den Jahrgang verabschiedete, der unserem Jahrgang vorausging, also durchweg im Krieg gewesen war, sah er plötzlich die Toten auf sich zukommen. Die stärksten unter den Lehrern mussten ihn, der an allen Gliedern zitterte, aus der Aula führen – für immer. Er hatte kleine Bücher über die Geschichte der Kunst in unserer Heimat geschrieben, vor allem über die alten Kirchen – freilich in einem Pathos, das uns unerträglich geworden war.

Für mich gab es im Krieg noch ein anderes Problem. Ich war leidenschaftlich interessiert an den Berliner Sinfonikern. Doch mein Vater duldete vor Kriegsende kein Radio in unserem Haus. So konnte ich meinen Beethoven nur bei Bekannten hören (bis jemand mit dem Befehl kam, den „Rappelkasten“ endlich abzustellen). Georg Picht, auf diesem Feld kompetent, hat mir später bestätigt, dass die Konzerte Furtwänglers eine einmalige Ausstrahlung hatten. Ich las auch, dass ein deutscher Soldat in Stalingrad vor dem Tod oder dem Marsch nach Sibirien noch einmal im Radio Beethoven hörte, ein letzter Gruß aus einer anderen Welt.

Damals konnte alles, was geschah, auch eine andere bessere Seite zeigen. Beim Klavierunterricht sagte mir eines Tages mein Lehrer: „Da kam doch der Sohn des Polizeioffiziers (als Nazi stadtbekannt) mit Noten von Mendelssohn. Das aber ist ein Jude, und der wird nicht mehr gespielt. So habe ich die Noten sofort in den Ofen geworfen.“ Als

die Stunde zu Ende war, ging er an den Ofen, der gar nicht an war, und zog die Mendelssohn-Noten heraus: „Spiel das, aber lass es niemand wissen!“ So habe ich die *Lieder ohne Worte* Tag für Tag gespielt. Das Gefühl, Verbotenes zu tun, steigerte meine Freude. Dazu kam ein gewisser Hochmut darüber, dass niemand erkannte, was ich tat. Mein Vater sah, wie zerfleddert die Noten waren, und sagte: „Das lass ich dir binden!“ Ich antwortete: „Das geht nicht, denn Mendelssohn ist ein Jude.“ Darin sah mein Vater aber kein Problem. Er ging zu einem alten Buchhändler, der nicht mehr im Geschäft war und schweigen konnte, und ließ den Mendelssohn mit Falzen verbessern und schön einbinden (dazu auch noch die Klaviermusik von Brahms). Ich habe diese Bände heute noch.

Da der Organist unserer Stadtkirche zum Kriegsdienst eingezogen wurde, bestimmte mein Klavierlehrer als sein Vertreter mich auch für das Orgelspiel. Nach einigen wenigen Lehrstunden hatte ich im Musikalischen völlige Freiheit. Es gab auch Pflichten: Ehe ich morgens zur Schule ging, hatte ich schon zwei Stunden Orgel gespielt. Mit dem wenigen Geld, das ich dafür bekam, kaufte ich mir in den Verlagen Bärenreiter und Pustet Noten und Literatur. Auf kurzen Fahrten suchte ich damals und später jede Orgel kennenzulernen, zu der ich Zugang fand. Es rührte mich, wenn mich dabei zwei Theologiestudenten aus Paderborn, die Orgel spielten, unterstützten. Genau durchgearbeitet habe ich das Standard-Werk von Christian Mahrenholz *Orgelregister. Ihre Geschichte und ihr Bau* (in der zweiten Auflage Kassel 1942). Die Orgeln in den drei Kirchen der Stadt Attendorn waren sehr unterschiedlich. Die große Orgel in der Stadtkirche hatte eine elektronische Transmission von den Tasten und Registerzügen zu den Registern, dazu auch Firlifanz wie ein Schwellwerk. Eine andere Orgel hatte eine pneumatische Transmission (das gefiel mir schon besser). Die Orgel, die für mich die schönste war, stand in einer Kirche, die unter einer immer wieder erhöhten Straße versank. Sie hatte noch eine mechanische Transmission. Bei ihr musste ich immer jemanden haben, der mit den Füßen den Blasebalg trat. Doch nach einer Stunde waren meine Finger sowieso erschöpft vom Drücken der Tasten. Indem ich zwischen den drei Kirchen wechselte, konnte ich an den Nachmittagen ohne weiteres fünf Stunden Orgel spielen (dazu kam natürlich zuhause das Klavierspiel). Ich schaffte mir Stöße von Orgelliteratur an (ältere Meister, nicht J. S. Bach, weil man den an jedem Orgeltisch vorfand). Was Bach betraf, so hatte M. Müller-Blattau 1942 bei Bärenreiter von J. N. Forkel neu herausgegeben *Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke*. Das war für mich die historische Untermauerung

meines Studiums des Kreises um Bach. Alle diese Bemühungen aus den letzten Kriegsjahren gingen nach dem Krieg bruchlos weiter. So erfuhr ich 1945 nur teilweise als eine große Zäsur.

In unserer kleinen Stadt wurde im Krieg (sicherlich anders als in den Großstädten) die Verpflichtung zuerst noch sehr lässig gehandhabt, mit zehn Jahren im Deutschen Jungvolk und dann mit vierzehn Jahren in der Hitler-Jugend „Dienst“ zu tun. Das wurde 1943 anders. Wer nicht da war, konnte von der Polizei geholt werden. Es war mir unerträglich, dass mir so nicht nur am Samstagnachmittag, sondern auch am Mittwochnachmittag die Möglichkeit geraubt wurde, Orgel zu spielen. Wir wurden zusammengepfercht im Kellerraum des großen Volksschulgebäudes; davor lag ein Platz, dessen Name „Feuerteich“ auf seine einstige Verwendung hinwies. Als einmal der Pimpfenführer betonte, dass wir gern „dem Führer dienen“, verneinte ich das und bezeichnete das Ganze im Zorn über die verlorene Zeit als „Blödsinn“ (das war das Wort meines Vaters für Parteiveranstaltungen). Man sagte mir entgegenkommend, meine Kritik könne doch nicht ernst gemeint sein. Aber ich bestand auf ihr. So wurde ich hinausgeworfen. Eine Woche später hatte die männliche Jugend der Stadt auf dem Feuerteich anzutreten. Ich musste vortreten, wurde fast eine halbe Stunde wüst beschimpft und dann weggejagt. Es regte den Standortführer auf, dass ich sofort die Hände in die Taschen tat und mich ungeniert entfernte. Er wollte zu weiteren Repressionen greifen. Doch am Rande des Platzes standen die alten Männer; sie kamen nun mit ihren Stöcken und schrienen: „Lass den Jungen gewähren!“ So endete alles in großem Gelächter.

Freilich hatte die Sache einen Haken: Wer nicht im Jungvolk oder in der Hitler-Jugend war, konnte nicht auf dem Gymnasium sein. Er wurde aus dieser Hitler-Jugend aber nicht ganz ausgestoßen, sondern kam in die „Pflicht-HJ“. Das war bei uns ein Häuflein von drei oder vier Asozialen. Einer von ihnen begrüßte mich mit großem Hallo. Er hatte noch in der Volksschule einmal die Schläge bekommen, als ich gestört hatte; doch gerade dadurch fühlte er sich mir freundlich verbunden. Er weihte mich gleich in seine Geheimnisse ein. Es war mir neu, dass der Ring der Promenade um unsere Stadt, der auf dem alten Festungswall verlief, unter dem Erdboden voller Gänge und Hohlräume war. Durch diese wurde ich in den Keller einer Villa geführt; dort bot mir mein Führer an, ein Glas Marmelade aus den Regalen mitzunehmen. Da die Hausbesitzer Bekannte meines Vaters waren, wehrte ich ab. So ging mein neuer Gefährte mit mir aus der Stadt heraus zu einem Tunnel, der unter dem breiten Bahnkörper verlief. In seinen

Nischen hatten Bettler sich eingenistet, sogar eine Familie mit einem Kind. Wenn ich nach dem Krieg die *Dreigroschenoper* sah, wurde ich lebhaft an diese frühen Erfahrungen erinnert.

Nach meinem Rauswurf aus dem Jungvolk lag ein „blauer Brief“ bei unserer Post. Das war gewöhnlich die Ankündigung, dass die Versetzung in die nächste Schulklasse gefährdet sei. Ich dachte natürlich, der Brief betreffe meinen Ausschluss aus dem Gymnasium. Mein Vater kam zur Mittagspause immer nach Hause; er legte den Brief beiseite und meinte, er werde ihn nach dem Essen lesen. Es fiel mir schwer, das Essen herunterzuwürgen. Dann wurde der Brief geöffnet; mein Vater reichte ihn zu mir herüber und sagte: „Du bist in die Marine-HJ versetzt.“ Es gab auch unter den Nazis solche, die sozial und überhaupt gerecht sein wollten. Offenbar hatte jemand nicht gewollt, dass da ein dummer Junge mit seinem Dickkopf sein Leben zerstörte. Jedenfalls blieb ich auf dem Gymnasium, musste aber nun zum Wochenende an die nahe Listertalsperre zum „Pullen“ (zum Rudern in einem Boot mit vier Rudern und einem Steuermann). Zugleich konnte ich meiner Leidenschaft frönen, etwas Neues zu lernen: Dutzende von Seemannsknoten, Morsen, auch das Winken mit Signalfahnen, das gut geübt sein muss, weil es natürlich auf schwankendem Boot viel schwieriger ist als auf dem festen Boden. Wir pullten mit nackten Oberkörpern in der prallen Sonne – was heute aus medizinischen Gründen verboten wäre. Ehe wir (mit unseren Fahrrädern oder auch einmal mit der Kleinbahn) nach Hause zurückfahren, saßen wir in einer Gaststätte unter einem Schild: „Blau ist keine Farbe, Blau ist ein Zustand“. Jahrzehnte später konnte ich mit einem Boot über die neue Biggetalsperre fahren und hatte dann die Reste der alten Gastwirtschaft im einstigen Listernohl im Wasser unter mir. Wenn beim Talsperrenbau ganze Ortschaften verlegt werden mussten, bekamen die Umgesiedelten viel schönere Häuser, als sie gehabt hatten. Doch wenigstens die alten Leute verkrafteten es kaum, dass sie ihre „Heimat“ verloren hatten. Ich hatte beim geliebten Pullen meine spezifischen Probleme: Wenn ich nach Hause kam, rieb ich mir die Hände mit „Schmierseife“ ein, der halbflüssigen bräunlichen Waschseife meiner Mutter. So wollte ich das Sichfestsetzen der Schwielen verhindern, da diese mich beim Orgelspielen behinderten.

Ich war durchaus kein schlechter Schüler, aber ein unzuverlässiger, umgetrieben von eigenen Tendenzen. Im Englischunterricht habe ich mir einmal die Langeweile dadurch vertrieben, dass ich mit gezielter Anstrengung für die Klassenarbeiten die Noten 1, 2, 3, 4, 5 erreichte. Erst bei der sechsten Arbeit, wo ich ein leeres Blatt abgab, bemerkte die

Lehrerin mein Tun. Sie schwor, sofort zum Direktor zu gehen, tat das natürlich doch nicht. Im Rückblick wundert es mich, dass die Lehrer uns pädagogischen Theorien unterwarfen, aber nie mit uns über das redeten, was wir mit unseren Quertreibereien eigentlich wollten. Auch die aktuelle Politik sollte am Anfang der ersten Stunde erörtert werden. Einer der Lehrer, der sich vom Jungen in einer Schmiede zum Studienrat hochgearbeitet hatte, gab realistische Hinweise wie „Mit unserem lieben Afrika ist es auch bald aus“. Umstrittener war eine wütende Bemerkung zum Erntedankfest: „Wenn den Bauern der Schweiß vom ... runterläuft, haben sie Erntedankfest.“ Jemand, den dieser Lehrer öfters im Unterricht zwiebelte (nämlich die Haare hinter den Ohren zusammendrehte), meldete die Bemerkungen des Lehrers. So kam der höchste HJ-Führer aus unserer Gegend, wohl der „Bannführer“, zur Untersuchung. Keiner wollte die angezeigten Bemerkungen gehört haben; so fragte der Bannführer den höchsten HJ-Führer aus unserer Klasse. Es gab eine atemlose Stille, dann die Antwort „Nein!“ Der Bannführer rauschte sofort mit seinem Gefolge ab. Selbst gegenüber verhassten Lehrern lieben die Jugendlichen keine Strafmaßnahmen von außen her. Ich hatte meine besonderen Probleme: Ich liebte nichts mehr als die Mathematik, durfte das aber nicht sagen, denn bei so gut wie allen anderen Schülern war das Fach verhasst.

Von Karl May hatte ich *Durchs wilde Kurdistan* gelesen. So interessierte mich zeitweise der Nahe Osten. Als wirkliche politische Interessen im Alter von vierzehn Jahren hätten erwachen können, neigte der Krieg sich dem Ende zu. In der Erinnerung blieb, dass niemand in meiner Umgebung an den immer neu verheißenen Endsieg glaubte. Dazu sagte mir Jahrzehnte später Hans-Georg Gadamer: Ich hätte nur wenige Jahre älter sein müssen, um über den Fall von Paris mitzujubeln. Doch diesen Fall von Paris habe ich erst nach dem Krieg aus den französischen Quellen näher kennengelernt. Stalingrad kam mir erst nach dem Krieg aus Berichten von Plivier und anderen nahe. In jedem Fall führte ein Altersunterschied von wenigen Jahren zu ganz verschiedenen Lebensläufen und geschichtlichen Erfahrungen. Es ist heute wohl nicht mehr nachvollziehbar, wie man damals in Deutschland mit den Menschen, gerade auch mit jungen Menschen, umging. So wurde ich eines Morgens in der Schule ohne jede Ankündigung von einem HJ-Führer abgeholt (einfach deshalb, weil man mich zu den besseren Schülern rechnete). Wir gingen zum Bahnhof, wo schon jemand stand, den man aus der Volksschule geholt hatte. Wir sollten Adolf-Hitler-Schüler werden und das als eine große Ehre begrüßen. Doch ich wollte nicht; zur Begründung gab ich wahrheitsgemäß an, ich brauche die

Zeit, um das Orgelspielen zu lernen. So wurde ich mit Beschimpfungen weggejagt. Draußen vor dem Bahnhof traf ich auf meinen Vater, der mit schweißüberströmtem Gesicht angelaufen kam. Die Lehrer hatten ihn inzwischen benachrichtigt. Er war heilfroh über die günstige Wendung, ging nicht zurück zum Büro, sondern mit mir zusammen erst einmal nach Hause. Die Eltern des Volksschülers jubelten über die hohe Ehre, doch drei oder vier Tage später kam dieser zurück – wegen Untauglichkeit wieder entlassen. Die Nationalsozialisten hatten die alten „Ordensburgen“ (wie Sonthofen) ausgebaut. Als dort die „Junker“ in den Krieg zogen, wurden die Burgen für die „Adolf-Hitler-Schüler“ frei (Sonthofen etwa für Odo Marquard, der diese Vergangenheit nach dem Krieg durch eine radikale Skepsis abschüttelte).³

Eines Tages gab es unter meinen Verwandten eine große Aufregung: Genau jener, der 1933/34 meinen Onkel als Bürgermeister gestürzt und vertrieben hatte, sollte in der Aula unseres Gymnasiums als Kreisleiter oder als etwas Ähnliches in sein Amt eingeführt werden. Er feierte schon vorher in dem Dorf, aus dem wir kamen, seine Einsetzung – nicht wissend, dass der Wirt zu den Verwandten meines Onkels gehörte. Man tat ihm also etwas ins Bier, und als er am anderen Morgen reden sollte, musste er sich übergeben und wurde sofort wieder abgesetzt. Wir Kinder wussten, dass etwas passieren würde, denn als ein Brief meiner Tante gekommen war, hatten wir ihn nicht wie üblich gemeinsam gelesen. Mein Vater ging am Morgen der feierlichen Amtseinführung im Garten hinter dem Haus auf und ab, bis jemand angelaufen kam, um ihm den Vorfall zu melden. Ich lernte: Auch in der Ohnmacht kann man sich immer noch wehren.

